

Die Flügel vom Stillmaar

Hans J. Hahn

LESEPROBE

KAPITEL EINS

Die Kapelle am Stillmaar

Das Handy in Linas Jackentasche sumnte zum siebten Mal, seit sie oben angekommen war. Sie zog es nicht heraus. Sie wusste auch so, was es war. Der Klassenchat, der seit dem Mittag nicht mehr stillstand, weil morgen die Bundesjugendspiele waren und alle schon wussten, wer beim Weitsprung wieder Letzte werden würde.

Außerdem gab es hier oben sowieso gleich kein Netz mehr. Am Stillmaar gab es nie Netz. Das war einer der Gründe, warum Lina Mertes so gern herkam.

Sie saß auf dem höchsten Stein der alten Kapelle, die Beine über dem Rand, den Stock neben sich, und kniff die Augen zusammen. Von hier aus sah man weit nach Norden. Über den Nebelwald hinweg, an den drei Windrädern auf dem Hochkopf vorbei, die sich langsam drehten, bis zu einem Berg, der blau und schwer am Rand der Welt stand. Sein Gipfel steckte in einer

weißen Wolke wie ein Finger in einem Wollknäuel.

Der Hohe Kegel. So nannte ihn jedenfalls Opa Toni. Auf der Karte in Linas Handy gab es dort keinen Berg. Dort gab es nur Wald, grün und flach, und eine gestrichelte Linie, die irgendwo aufhörte. Lina hatte es hundertmal nachgeprüft. Die Leute im Dorf sagten, die Wolke da hinten sei eine Wetterwolke, die sich eben gern an diesem Ort bilde. Wie der Nebel über den Maaren. Keiner guckte richtig hin.

Lina schon.

Da waren sie wieder. Drei dunkle Punkte, weit oben, dort, wo die Wolke am Berg riss. Sie zogen Kreise, ganz langsam, ohne einen einzigen Flügelschlag. Bussarde flogen so. Aber Bussarde flogen nicht so hoch, und sie waren auch nicht so groß, dass man sie auf diese Entfernung noch sah.

„Segler“, flüsterte Lina.

Sie holte das Handy nun doch heraus, wischte über das gesprungene Display und zog das Bild mit zwei Fingern auf, so groß es ging. Das Handy war alt. Sie hatte es von ihrer Cousine Jana geerbt, zusammen mit einer Hülle, auf der einmal Glitzersterne gewesen waren, und einem Sprung quer über die Ecke, der aussah wie ein Spinnennetz. Die Kamera machte aus den drei Punkten drei graue Flecken, und aus den grauen Flecken wurden beim nächsten Wischen bunte Krümel.

Sie machte trotzdem ein Foto. Dann noch eins. Dann steckte sie das Handy wieder weg.

Unter ihr lag das Stillmaar, rund und dunkel wie eine Schüssel voll Tinte. Die Buchen standen ringsum dicht am Ufer, und ihre Kronen spiegelten sich so genau im Wasser, dass man nicht sagen konnte, wo der echte Wald aufhörte. Kein Wind kräuselte die Fläche. Selbst wenn es drüben über Hellersbach stürmte und die Windräder heulten, lag es hier oben still, als hielte es den Atem an. Am Pfad stand ein verblichenes Schild vom Naturschutz. Baden verboten, Hunde an die Leine. Irgendjemand hatte mit Filzstift darunter geschrieben: Das Maar guckt zurück.

Die Punkte am Hohen Kegel drehten ab und verschwanden in der Wolke. Lina rieb sich über das linke Knie. Es war der lange Weg herauf, der das machte. Das Bein wurde warm und dann schwer, und wenn sie zu lange saß, zog es bis in die Hüfte.

Seit dem Fieberwinter war das so. Lina war damals fünf gewesen, und das Fieber hatte elf Tage gedauert, davon drei im Krankenhaus in Wittlich, mit Schläuchen im Arm. Ihre Mutter erzählte nicht gern davon. Aber Opa Toni hatte es ihr einmal gesagt, an einem Abend, als sie weinend aus der Schule gekommen war. Wie sie nach dem Fieber aufgestanden war und das linke Bein sie einfach nicht getragen hatte. Wie sie ein ganzes Frühjahr lang wieder laufen

lernen musste, Schritt für Schritt an der Hand ihres Vaters, und zweimal die Woche zur Krankengymnastik nach Maarfurt. Das Bein war dünner geblieben als das rechte, und schwächer. Lina hinkte. Nicht stark, aber so, dass man es sah. Und nach einem langen Tag hinkte sie mehr.

Sie griff nach dem Stock. Er war aus Esche, glatt vom vielen Anfassen, und oben hatte Opa Toni einen Bussardkopf hineingeschnitzt, mit krummem Schnabel und zwei kleinen Augen aus Brandflecken. Lina brauchte ihn nicht immer. In die Schule nahm sie ihn nie mit, lieber hinkte sie ein bisschen mehr. Aber der Pfad zum Stillmaar war steil und voller Wurzeln, und hier oben gab es kein Netz, um Hilfe zu rufen, falls sie stürzte.

Sie kletterte von der Mauer. Die Kapelle hatte kein Dach mehr, nur noch drei Wände und einen schiefen Bogen, wo früher die Tür gewesen war. In einer Ecke wuchs eine junge Birke aus dem Boden, und an der Wand klebte eine vergessene Schokoladenverpackung. Die Leute im Dorf mieden den Ort. Selbst die Großen, die sonst mit ihren Mopeds überall hinfuhren, um heimlich zu rauchen, kamen nicht hierher. Sie sagten, das Stillmaar sei ein Auge, das von unten heraufschau. Lina fand das dumm. Sie kam gern hierher. Hier oben war niemand, der sie anstarrte, wenn sie ging.

Sie war schon halb den Pfad hinunter, als das Handy wieder Netz fand und in ihrer Tasche

losratterte wie ein Wecker. Zwölf neue Nachrichten. Und im selben Augenblick hörte sie die Stimmen.

„Seht mal, wer da kommt. Die lahme Ente.“

Bernd Kaulen lehnte mit zwei anderen Jungen am Zaun der Kuhweide, wo der Pfad aus dem Wald trat. Ihre Fahrräder lagen im Gras. Bernd war dreizehn, einen Kopf größer als sie, und hatte die breiten Schultern seines Vaters, des Schmieds. Er hielt sein Handy hoch, als würde er filmen. Neben ihm standen Jupp und der kleine Hannes, die immer lachten, wenn Bernd lachte.

Lina ging weiter. Nicht schneller, nicht langsamer. Das hatte sie gelernt. Wenn sie schneller ging, hinkte sie mehr, und dann hatten die anderen noch mehr zu sehen.

„Warst du wieder beim Hexenwasser?“ Bernd stieß sich vom Zaun ab. „Wünschst du dir ein neues Bein? Oder wenigstens eins, das morgen beim Weitsprung über den Sandkasten kommt?“

„Lass mich vorbei.“

„Der Weg ist breit genug.“ Er stellte sich mitten darauf. „Für zwei gesunde Beine jedenfalls.“

Jupp kicherte. Hannes sah zu Boden. Lina spürte die Hitze im Gesicht und hasste sich dafür. Sie packte den Stock fester.

„Weißt du was, Bernd?“, sagte sie. „Mein Opa sagt, wer laut ist, hat meistens nichts im Kopf. Wie eine leere Milchkanne. Und nimm das

Handy runter, du filmst sowieso nur deinen Daumen.“

Für einen Augenblick war es still. Dann lachte Hannes, ganz kurz, und hielt sich gleich die Hand vor den Mund. Bernd sah auf sein Handy. Sein Daumen lag tatsächlich über der Kamera. Er wurde rot bis zu den Ohren.

„Pass bloß auf“, sagte er. Aber er trat zur Seite.

Lina ging an ihm vorbei, den Rücken gerade. Erst als sie um die Ecke der Weide war und die Hecke sie verdeckte, blieb sie stehen und atmete aus. Ihre Hände zitterten ein bisschen. Sie wartete, bis es aufhörte. Dann las sie die Nachrichten.

Die meisten waren aus dem Klassenchat. Sportzeug nicht vergessen. Wer hat Mathe. Ein Video von einer Katze, die von einem Schrank fiel. Und dann, von Jupp, vor einer Stunde: Morgen Weitsprung, wetten wer wieder Letzte wird. Drei Leute hatten einen lachenden Smiley daruntergesetzt. Bernd war einer davon.

Die letzte Nachricht war von Greta, nur an sie. Eine Sprachnachricht, dreiundvierzig Sekunden lang. Lina hielt sich das Handy ans Ohr.

„Ignorier die einfach, die sind so peinlich, ehrlich. Kommst du morgen Abend zum Feuer? Du musst neben mir sitzen, meine Mutter macht wieder den Kirschkuchen, und der Musikverein hat einen neuen Trompeter, der ist furchtbar,

das wird super lustig. Und morgen hast du Geburtstag! Dreizehn! Ich hab was für dich. Sag ich aber nicht. Okay, tschüss.“

Lina musste lächeln. Sie schrieb zurück: Klar komm ich. Dann steckte sie das Handy weg und ging ins Dorf hinunter.

Hellersbach lag in einer Mulde zwischen zwei Hügeln, und der Nebelwald schob sich von Westen her bis an die letzten Gärten heran. Es waren vielleicht vierzig Häuser, manche aus Fachwerk mit dunklen Balken, manche neu und weiß verputzt, mit Solarzellen auf dem Dach und Trampolin im Garten. In der Mitte stand die Kirche mit dem spitzen Turm, daneben das alte Backes, in dem der Dorfverein zweimal im Jahr Brot backte, und gegenüber die Werkstatt der Kaulens, Hufschmiede und Metallbau, mit einem Stapel Stahlträger vor dem Tor. Ein Bach lief mitten durch das Dorf. Er kam aus dem Wald und hieß Grauach, weil sein Wasser bei Hochwasser grau wie Schiefer wurde. Auf der Wiese hinter dem Feuerwehrhaus stand schon der Anhänger mit dem Holz für morgen.

Ein Traktor kam ihr entgegen, der alte grüne vom Bauern Hein. Er hob zwei Finger vom Lenkrad, wie er es bei allen machte. Lina hob die Hand.

Das Haus der Mertes stand am oberen Ende, das letzte vor dem Wald. Es war klein und etwas schief, mit einer Scheune und einem Garten, in dem Bohnen und Kohl wuchsen. Am Zaun

summten die Bienen aus Opa Tonis Stöcken. Das Auto ihrer Mutter, ein roter Kleinwagen mit einer Beule in der Tür, stand nicht in der Einfahrt. Frühdienst im Seniorenheim, dann noch Einkaufen in Maarfurt. Sie würde erst gegen sieben kommen.

Lina ging um das Haus herum zur Scheune, wo das Tor offen stand.

Opa Toni saß auf seinem Schemel im Licht, das durch das Tor fiel, und flocht einen Korb. Um ihn herum lagen Bündel von Weidenruten, geschält und ungeschält, und in einem Zuber weichten die Ruten für morgen. Er hatte einen weißen Bart, der ihm bis auf die Brust reichte, und eine Pfeife im Mundwinkel, die seit zehn Jahren kalt war, weil der Arzt ihm das Rauchen verboten hatte. Kauen durfte er noch drauf, sagte er. Das habe der Arzt nicht verboten. Sein rechtes Bein hatte er steif vor sich ausgestreckt. Das Knie wollte seit Jahren nicht mehr richtig, und er sagte immer, es sei ein Wetterknie, das mehr über den Regen wisse als jede Wetterapp.

Auf der Werkbank neben ihm lag sein Handy. Ein uraltes Tastenhandy, dessen Akku seit Tagen leer war. Er lud es nie auf. Wer etwas von ihm wolle, sagte er, der wisse ja, wo die Scheune sei.

„Na“, sagte er, ohne aufzusehen. „Waren die Segler da?“

Lina blieb stehen. „Woher weißt du, dass ich oben war?“

„Du hast Buchenlaub an der Jacke und diesen Blick.“ Er zog eine Rute durch die Stäbe und drückte sie mit dem Daumen fest. „Den Blick hast du immer, wenn du zum Hohen Kegel geguckt hast. Als hätte dir jemand das Brot weggenommen.“

Sie setzte sich auf einen umgedrehten Eimer neben ihn und nahm sich ein paar Ruten. Ihre Finger fanden den Weg von allein. Rein, raus, um den Stab, rein, raus. Das Flechten hatte Opa Toni ihr beigebracht, als sie nach dem Fieber nicht laufen konnte. Damals hatte sie wochenlang im Bett gelegen und Zeichentrickfilme geguckt, bis sie keine mehr sehen konnte und er mit einem Arm voll Weide gekommen war. Inzwischen war sie fast so schnell wie er. Die Körbe verkauften sie auf dem Bauernmarkt in Maarfurt, und seit einem Jahr auch im Internet, über die Seite, die Greta für sie eingerichtet hatte. Opa Toni hatte die Seite nie angesehen. Er fand es trotzdem gut, dass die Körbe jetzt bis nach Hamburg gingen.

„Drei“, sagte sie. „Ganz oben an der Wolke. Sie sind gekreist, ohne mit den Flügeln zu schlagen.“ Sie hielt ihm das Handy hin. „Guck. Da.“

Opa Toni kniff die Augen zusammen und betrachtete das Foto lange. „Das sind drei Fliegenschisse auf deinem kaputten Bildschirm“, sagte er.

„Das sind Segler.“

„Dann war oben guter Wind.“

„Opa, warum kommen sie nicht mehr herunter?“

Er hielt inne. Die Pfeife wanderte von einem Mundwinkel in den anderen.

„Früher kamen sie“, sagte er. „Als ich ein Junge war, jeden Herbst. Sie landeten auf der Wiese unterhalb vom Stillmaar und brachten Sachen mit, die es hier unten nicht gibt. Bergkristall. Salz aus den hohen Quellen. Federn, die im Dunkeln leuchten, wenn man sie reibt. Und wir gaben ihnen Wolle und Honig und Körbe. Mein Vater hat einem von ihnen einmal einen Korb geflochten, so leicht, dass er ihn im Flug tragen konnte.“ Er lächelte in den Bart. „Sie hatten es nicht mit dem Flechten. Zu ungeduldig.“

„Und keiner hat Fotos gemacht?“

„Wir hatten eine Kamera im ganzen Dorf, und die gehörte dem Pfarrer. Und der hat immer vergessen, einen Film einzulegen.“

„Und dann?“

„Dann fingen Leute an, sie zu jagen.“

Lina ließ die Rute sinken. „Warum?“

Ende der Leseprobe